

Wöchentliche Beilage zur Echerner Ostdeutschen Zeitung.

№ 33. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
von
Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Schon in einigen Wochen hatte die Hochzeit Sophiens und Angerstein's sein sollen; nun aber stand Margareth plötzlich ganz allein, und Sophie konnte es nicht über's Herz bringen, ihre Freundin gerade jetzt zu verlassen, wo sie so sehr einer Stütze und eines Haltes bedurfte, seitdem sie mit ihrer Tante auch ihren Bräutigam verloren hatte.

Angerstein war feinfühlig genug, diese Rücksicht anzuerkennen, und wie sehr er sich auch darnach gesehnt hatte, bald in den Besitz des geliebten Mädchens zu kommen, so empfand er es doch zu gleicher Zeit wie ein Unrecht, gerade jetzt nach einem Glück die Hand auszustrecken, in einem Augenblick, da sein armer Freund Alles verloren hatte. Selbst wenn Sophie sich nicht verpflichtet gefühlt hätte, jetzt treu bei der Freundin auszuhalten, die sich damals ihrer liebevoll angenommen, als sie völlig verlassen war, so würde die gleiche Rücksicht sie abgehalten haben, zu einer Zeit mit ihrem Bräutigam vor den Altar zu treten, wo das Glück dieser ihnen so theuren Menschen in Trümmern lag. Man mußte warten und auch hier eine freundliche Wendung des Geschicks erhoffen; war doch damals für Sophiens Bruder ebenfalls ganz plötzlich die Stunde der Befreiung gekommen, und hier war wohl noch weniger daran zu zweifeln, daß sich bald die völlige Unschuld Holmgren's herausstellen müsse.

Es hieß, eine anonyme Denunziation habe die Einleitung der Untersuchung

gegen den Doktor veranlaßt, Bestimmtes drang darüber nicht in die Oeffentlichkeit, dagegen brachten einige Blätter schon in den nächsten Tagen die ganz entschiedene Behauptung, daß an der Schuld des Angeklagten gar nicht zu zweifeln sei; es lägen bereits erdrückende Beweise gegen ihn vor, die seine unbedingte Verurtheilung zur Folge haben müßten.

Chevalier Jospovic hatte sich nach dem furchtbaren Ereigniß sehr taktvoll zurückgehalten und nicht den mindesten Versuch gemacht, sich jetzt der Comtesse vertraulich zu nähern oder die jüngste Vergangenheit mehr als nöthig zu be-

rühren. Er war zum Begräbniß der Gräfin erschienen, hatte sich dabei schmerzlich ergriffen gezeigt, aber kein leeres Trosteswort gegen die Comtesse geäußert, als fühle er auch, daß dies doch vergeblich sei. Seitdem war er fortgeblieben, wie Sophie zu seiner Ehre annahm, in der Absicht, Margareth sich selber zu überlassen, weil sie so am schnellsten zur Ruhe kommen mußte. Jospovic hatte gegen die Schwester seines Freundes ein so aufrichtiges und herzliches Benehmen gezeigt, daß in der Baronesse allmählig das Vorurtheil gegen den Slavonier verschwunden war, das sie früher gegen ihn gehegt.

Selbst Angerstein hatte nicht ganz dem Zauber widerstehen können, den dieser eigenthümliche Mensch auf Alle ausübte, die er für sich gewinnen wollte, und in seiner Gegenwart mißberte sich stets die Abneigung, die er gegen ihn empfand, und die sich erst wieder geltend machte, wenn er sich nicht mehr unter dem Banne seines einschmeichelnden Wesens befand.

Margareth hatte den Chevalier beinahe völlig vergessen, ihre Gedanken waren zu ausschließlich auf die jüngste, düstere Vergangenheit gerichtet, da erschien Jospovic eines Tages wieder, als sie gerade allein und, wie jetzt immer, in trübem, schmerzlichen Sinnen verfunken war.

Der Chevalier zeigte sich ungewöhnlich aufgereggt und begann soaleich nach der ersten Begrüßung: Verzeihen Sie, Comtesse, daß ich Sie zu stören wage, aber ich habe soeben vom Gericht eine Vorladung erhalten. Ich bin ganz unglücklich darüber."

Die Comtesse bliete auf und sah ihrem Gaste nur verwundert, fragend in das erregte Antlitz, während jener mit großer Lebhaftigkeit fortfuhr: "Es beunruhigt mich außerordentlich. Ich wäre so gern dieser unglücklichen Sache fern geblieben."



Fürst Leopold von Hohenzollern. (S. 259)

„Sie brauchen ja nur zu sagen, was Sie wissen,“ entgegnete Margareth, die sich die Unruhe des Mannes nicht erklären konnte und ihm wenigstens eine Antwort ertheilen wollte, obwohl dies ihr schwer genug fiel. Gerade mit Jospovic diese Angelegenheit zu erörtern, war ihr nicht leicht und erforderte alle ihre Kraft.

„Das ist es ja eben,“ begann der Chevalier und erhob sich wieder von seinem Sessel, auf dem er kurz vorher Platz genommen hatte, als werde er von einer unerklärlichen Unruhe emporgetrieben. „Ich fürchte, daß gerade meine Aussage Herrn Doktor Holmgren gefährlich werden könnte.“

Jetzt kam plötzlich Leben in das bleiche Antlitz der Comtesse, die bisher mit ziemlicher Theilnahmslosigkeit seine Nachricht aufgenommen hatte.

„Wie wäre das möglich?“ rief sie ganz verwundert und richtete ihre Augen unruhig fragend auf den Slavonier.

„Ich weiß nicht, ob ich mich aussprechen darf?“ sagte Jospovic zögernd und senkte seine Blicke wie verlegen zu Boden.

„Reden Sie! Was wissen Sie?“ drängte Margareth, ihr Athem ging rascher, ihr Herz begann unruhiger zu pochen.

„Ich beklage es außerordentlich, daß ich überhaupt ein Zeuge dieses traurigen Vorganges war, denn gerade Sie, Comtesse, werden mir wegen meiner Aussage zürnen müssen und vielleicht glauben —“

Der Chevalier zögerte in seiner Rede fortzufahren und strich sich mit der Hand über die unwollte Stirne.

„Und was wollen Sie ausagen?“ fragte Margareth von Neuem, und die Unruhe, die sich ihres Herzens bemächtigt hatte, wurde immer größer. Dieser Mensch sah aus, als ob er ein schreckliches Geheimniß mit sich herumtrüge, das ihren Bräutigam sicher völlig vernichten müsse.

„Mir ist der entsetzliche Abend noch so gegenwärtig, als erlebte ich ihn jetzt in diesem Augenblick,“ begann Jospovic und wanderte dabei unruhig im Zimmer auf und ab. „Doktor Holmgren hatte jeben das Selterswasser der Frau Gräfin eingegeben; sie trank nicht sogleich — ich weiß nicht warum — aber dann sah ich, daß der Doktor eine rasche Bewegung nach dem Glase hin machte, Niemand als ich —“

„Halten Sie ein! Das ist unmöglich! Das können Sie nicht gesehen haben!“ rief Margareth mit allen Zeichen des Entsetzens. Sie sprang auf und dem Chevalier entgegen tretend und krampfhaft seinen Arm ergreifend, fuhr sie in höchster Aufregung fort: „Nicht wahr, Sie haben das nicht gesehen? Sie haben sich getäuscht? Es ist ja unmöglich!“ und ihre Augen ruhten voll solcher Unruhe und Verzweiflung an den Lippen des Slavoniers, als hinge an seiner Antwort das Geschick ihres eigenen Lebens.

„Wenn Sie befehlen, Comtesse, dann habe ich nichts gesehen,“ entgegnete Jospovic, und seine Blicke schweiften dabei mit einem seltsamen Ausdruck über das furchtbar erregte Antlitz der jungen Dame hinweg.

Margareth verstand ihn sofort, er wollte um ihretwillen die Wahrheit verschweigen; das durfte sie nicht annehmen, wollte sie sich nicht ganz in seine Hand geben, und deshalb erwiederte sie abwehrend: „Nein, nein, Sie haben sich getäuscht, Sie müssen sich getäuscht haben; Holmgren ist eines so unerhörten Verbrechens unfähig!“

Der Chevalier blühte wie sinnend in die Augen Margareth's, als könne er dort allein die Wahrheit finden, und während er die Blicke nicht von ihr wandte, die voll überströmender Bärtlichkeit auf ihr hasteten, sagte er leise und mit eigenthümlich gedämpfter Stimme: „Sie haben Recht, Comtesse, ich werde mich getäuscht haben, es war ein Trugbild meiner Einbildungskraft; ich habe die Bewegung Doktor Holm-

gren's nach dem Glase nicht bemerkt. Sind Sie nun mit mir zufrieden?“ setzte er mit einem halb traurigen, halb freundlichen Lächeln hinzu und reichte ihr dabei die Rechte hin.

„Wenn Sie damit die Wahrheit sagen, gewiß,“ entgegnete Margareth und ergriff ohne Zögern seine Hand.

„Was ist Wahrheit?“ rief Jospovic aus. „So hat schon Pilatus gefragt, und so müssen wir uns Alle beständig fragen. Jeder von uns ist dem Sinnenirg unterworfen, und wenn hundert Menschen irgend einem Ereignisse beigewohnt haben, so werden die Angaben von Zweien kaum völlig und bis auf das kleinste Pünktchen mit einander übereinstimmen. Unsichere Eindrücke lassen sich völlig in's Klare stellen oder durch neue Gesichtspunkte leicht verwischen, je nachdem es uns gefällt. Folge ich mir selbst, dann formen sich meine Wahrnehmungen zu einer verderblichen Aussage, Sie dagegen, Comtesse, lenken meinen Blick in eine andere Richtung, und Alles ist vergessen.“

Bei den letzten Worten ergriff er noch einmal ihre Rechte und sah ihr dabei mit einem sonderbaren Ausdruck in das schmerzlich geröthete, unruhig zuckende Antlitz.

Was sollte Margareth auf diese seltsamen Reden erwidern? Sie wußte es nicht. Wollte der Mann um ihretwillen die Wahrheit verschweigen, oder hatte er es wirklich nicht gesehen?

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Chevalier,“ sagte sie endlich und senkte dabei die Blicke zu Boden.

„Ich verlange das nicht,“ erwiederte er mit einem resignirten Lächeln. „Ich will stolz darauf sein, Holmgren gerettet zu haben,“ und als Margareth doch etwas erwidern wollte, fuhr er lebhaft fort: „Ja, ich allein werde ihn retten, fürchten Sie nichts, Comtesse, ich fordere keinen Dank! Ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, Ihr edles warmes Herz von einer großen Sorge befreit zu haben,“ und ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ Jospovic mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung das Zimmer.

Der Chevalier fand sich jetzt wie früher in der Villa fast täglich ein; oft erkundigte er sich nur, wie er sagte, im Vorübergehen nach dem Befinden der Comtesse, zuweilen blieb er länger, und dann wußte er stets das Gespräch auf die geliebte Todte zu lenken. Wie schmerzlich auch Margareth die Erinnerung an ihre Tante war, die Wärme und Pietät, mit der Jospovic von ihr sprach, berührte sie doch zugleich wohlthunend. Seitdem ihr ein düsteres Geschick die theure Frau auf immer entrißen hatte, wußte sie erst, wie grenzenlos sie von der Tante geliebt worden war, die Alles, was sie an Liebe und Zuneigung in ihrem Herzen besaßen, ihr zugewandt hatte. Das Schicksal aller anderen Menschen war stets der abgeschlossenen, stolzen Frau höchst gleichgiltig gewesen, für ihre Margareth dachte, sorgte sie allein — diese glücklich und in den besten Verhältnissen zu wissen, das war der heiße und beständige Wunsch ihres Herzens. Wie hatte sie jubelt, als durch den plötzlichen Tod der Cousine die Aussicht sich eröffnete, daß ihr jetzt die Grasschaft zufallen müsse! Margareth hatte sich damals über diese Herzenskälte, diesen kranken Egoismus fast entsetzt; nun lernte sie ihre Tante milder beurtheilen, jener Jubel war ja nur der grenzenlosen Liebe entsprungen, welche diese merkwürdige Frau ihr ganz allein zugewandt hatte. Deshalb wich Margareth niemals einer Unterredung aus, die sich auf ihre Tante bezog, wie schmerzlich sie auch jedesmal erschüttert wurde; der Chevalier sprach von der Todten stets mit solcher Anerkennung, er rühmte ihre großen bedeutenden Eigenschaften und schien ein volles Verständniß für sie besessen zu haben.

Wenige Tage später, nachdem er mit Mar-

gareth jene seltsame Unterredung gehabt hatte, erschien Jospovic mit einem ungewöhnlich heiteren Gesicht in der Villa, und nach der ersten Begrüßung sagte er sogleich: „Ich komme soeben vom Gericht und habe mein Zeugniß abgelegt.“

Margareth sah ihm erwartungsvoll in's Antlitz; sie vermochte vor tief innerer Erregung kein Wort hervorzubringen.

„Ich fühle mich von einer großen Last befreit,“ fuhr Jospovic lebhaft fort, „seitdem ich diese thörichte Wahnvorstellung von mir abgestreift habe, und das danke ich der Unterhaltung mit Ihnen, Comtesse. Es war eine Sinnesäuschung, was ich gesehen haben wollte, es mußte eine sein, und ich habe bei meiner Aussage kein Wort davon erwähnt, ja, ich zweifle keinen Augenblick daran, daß auf Grund meines Zeugnisses Doktor Holmgren unbedingt freigesprochen werden muß.“

„O Gott, wenn dies möglich wäre!“ rief Margareth aus tiefinnerstem Herzen.

„Seien Sie überzeugt, er wird freigesprochen,“ versicherte der Chevalier; „ich habe jeden Verdacht von dem armen Doktor abgelenkt und mit Entschiedenheit behauptet, daß Ihre Tante sich selbst vergiftet habe.“

Bei diesen Worten fuhr Margareth erschrocken von ihrem Sessel auf, und wie abwehrend die Hände ausstreckend, preßte sie in höchster Aufregung hervor: „Was sagen Sie, Chevalier?“

„Ich habe nicht ohne Grund diese Vermuthung ausgesprochen,“ entgegnete Jospovic und setzte mit großem Eifer hinzu, als wäre es ihm nur darum zu thun gewesen, um jeden Preis die Unschuld Holmgren's darzulegen: „Ihre selbige Tante hatte mich mit ihrem besondern Vertrauen beehrt; gegen mich allein erleichterte sie ihr Herz durch Klagen. Mehr als einmal betheuerte sie mir gegenüber: ‚Nieber Chevalier — das überlebe ich nicht — ich kann mich nicht von ihr trennen, der Gedanke ist mir zu furchtbar. Wenn Margareth wirklich in ihrer thörichten Verblendung beharrt — verzeihen Sie mir, Comtesse, aber es waren die eigenen Worte der Frau Gräfin,“ schaltete der Slavonier vorsichtig ein — „dann ist es mein Ende, dann habe ich aufgehört zu leben“ — und da die arme Gräfin an diesem Tage —“

„Halten Sie ein!“ bat Margareth und rang verzweifelt die Hände. O, das war zu viel!... Sie starrte wie in einen Abgrund. Ihre Liebesleidenschaft hatte die alte unglückliche Frau in den Tod getrieben... und dieser Gedanke war noch vernichtender, als Alles, was bisher an Leid und Schmerz durch ihre Brust gestürmt. Ach, sie hatte ja seit jenem schrecklichen Ereigniß schon so viel durchgemacht und war bereits zum Sterben müde; nun kam noch die Entdeckung, daß die Tante um ihretwillen den Tod gesucht habe, weil sie ihren drohenden Verlust nicht hatte ertragen wollen. Ja, ja, so mußte es gewesen sein; sie hatte sich selbst vergiftet, damit war Alles erklärt, damit war ihr Verlobter von jeder Schuld befreit und dafür das Furchtbarste auf ihre eigene Brust gewälzt; sie war die Mörderin der Frau, deren ganzes Leben darin bestanden hatte, sie grenzenlos zu lieben und mit der ganzen Zärtlichkeit und Hingabe einer Mutter für sie zu sorgen... Diese Vorstellung wollte ihr jetzt beinahe das Herz brechen, und sie hatte nicht Thränen genug, um ihr maßloses Leid auszuweinen.

„O, ich bedauere unendlich, Sie mit meiner Mittheilung schmerzlich berührt zu haben,“ begann Jospovic mit leiser, bewegter Stimme, „aber ich hatte nur die Absicht, Doktor Holmgren zu retten, und deshalb war es nöthig, vor Gericht gerade diesen Punkt zu berühren, der seine Unschuld am klarsten darlegen muß.“

„Ich danke Ihnen und bewundere Ihren Edelmut,“ sagte Margareth und suchte sich

für einen Augenblick aus ihrer schmerzlich erregten Stimmung emporzuraffen. „Nur entschuldigen Sie mich jetzt, ich muß allein sein, denn ich bin fassunglos!“ und während sie ihm zum Abschied die Hand entgegenstreckte, brachen ihre heißen Thränen von Neuem hervor.

Der Chevalier berührte nur leicht ihre Rechte mit seinen Lippen und entfernte sich dann ohne ein Wort weiter zu sprechen, er schien ebenfalls auf das Tiefste ergriffen.

Josipovic hatte wirklich vor Gericht diese Angaben gemacht, die er vor der Comtesse wiederholt, und sie trugen nicht wenig dazu bei. Holmgren von dem Verdacht zu entlasten, der auf ihm geruht hatte, und der ohnehin nur schwach begründet war. Ohne den Uebereifer des alten Gerichtsraths wäre vielleicht nicht einmal seine Verhaftung erfolgt; aber Zelinski hatte kaum die anonyme Denunziation gelesen, so war er mit sich schon einig, daß niemand Anders als Holmgren die alte Gräfin beseitigt haben könne. Die geheimnißvolle Anzeige schien der Handschrift nach von einer Frau herzurühren; sie zeigte jedoch ungewöhnliche Geistesstärke und eine fast juristische Klarheit. Es war darin Alles sehr geschickt zusammengestellt, was als Beweis gegen den Doktor dienen mußte. Die Gräfin habe gerade an diesem Abend ihre Abneigung gegen Holmgren entschieden an den Tag gelegt. Es waren Zeugen genannt, die bekunden würden, wie die alte Dame rückhaltlos erklärt habe, daß sie bis zuletzt diese unpassende Verbindung bekämpfen werde und auch sicher sei, ihre Rechte noch im letzten Augenblick von ihren thörichten Gedanken abzubringen. Dem Doktor mußte also daran liegen, diese persönliche Gegnerin, die über ihre Rechte noch immer einen außerordentlichen Einfluß besaß, um jeden Preis zu beseitigen. Dann wurde das Benehmen Holmgren's an diesem Abend verdächtigt, das Allen aufgefallen sei und in den Anwesenden sogleich den Verdacht erweckt habe, kein Anderer als der Doktor müsse die alte Gräfin vergiftet haben. Zum Ueberfluß wurde noch erwähnt, daß im Laufe der Untersuchung wohl ein Zeuge hervortreten werde, der bekunden müsse, daß er gesehen, wie Holmgren heimlich etwas in das Glas der Gräfin Trautenbach gegossen habe.

Das waren für den Gerichtsrath Verdachtsgründe genug, um Holmgren dieses Verbrechen's schuldig zu halten, und die stolze sichere Art seines Auftretens war vollends nicht geeignet, den reizbaren und heftigen Richter für den jungen Doktor einzunehmen. Holmgren fand es kaum nöthig, sich gegen die Anklage zu verteidigen. „Ich bin Arzt, und meine Pflicht ist, den Leuten das Leben, wenn irgend möglich zu retten, aber nicht zu rauben, und ich habe bis jetzt dieser Pflicht redlich nachzujustreben gewußt,“ sagte er ruhig.

„Beantworten Sie meine direkten Fragen nicht mit leeren Redensarten,“ entgegnete Zelinski sehr scharf, und je ruhiger Holmgren blieb, desto heftiger wurde der alte Gerichtsrath. Holmgren sah bald ein, daß diesem Manne gegenüber ein Versuch, sich zu verteidigen, ohnehin ganz nutzlos sei. Der Kriminalrichter hatte sich einmal in die Vorstellung verannt, in dem jungen Doktor den Schuldigen vor sich zu haben, von diesem Gesichtspunkte aus forschte er hartnäckig weiter und legte jede gegebene Antwort zu Ungunsten des Angeklagten aus. Schon die erste Vernehmung schloß mit seiner Verhaftung.

Als der Kriminalrichter Holmgren damit bekannt machte, durchzuckte es doch seltsam sein Herz. Diesen Ausgang der Sache hatte er trotz alledem nicht erwartet. Welche Verdachtsgründe lagen gegen ihn vor, um einen solchen Schritt zu rechtfertigen? Auf seinem Namen, seiner Ehre ruhte bisher nicht der geringste Flecken; Niemand konnte ihn auch nur der unbedeutendsten

Nachlässigkeit in seinem Berufe bezichtigen; er hatte ihn bisher mit hingebendster Aufopferung ausgeübt und war stolz darauf gewesen, daß er im Dienste der Humanität sich so weit hervorgethan, wie er nur vermochte. Jetzt konnte man ihn eines gemeinen Verbrechen's, eines elenden Giftmordes für fähig halten! Mochte die alte Gräfin noch so entschieden ihm ihre Abneigung an den Tag gelegt haben, sie war die Tante seiner Braut und damit für ihn eine geheiligte Person, deren Leben er mit Aufwand aller Kraft zu retten gesucht hätte, wenn diese Aufgabe an ihn herangekreten wäre, aber die zu vergiften ihm so fern gelegen hätte, wie die Begehung irgend eines Raubmordes. Er hatte das einfach und ruhig dem Gerichtsrath gesagt, worauf dieser ihn mit einem sarkastischen Aufschauen und den ihm geläufigen Worten: „Nur keine Redensarten,“ abgefertigt hatte. Einem solchen Manne gegenüber war es freilich unmöglich, sich zu verteidigen, und doch, als jetzt der Gerichtsrath Holmgren seine sofortige Verhaftung ankündigte, empfand der Doktor etwas wie Reue, daß er es trotz alledem nicht entschieden versucht hatte, seine Unschuld an den Tag zu legen. Es war zu spät, das Mißgeschick mußte ertragen werden, waren doch schon Bessere vor ihm schuldlos in's Gefängniß gewandert und würden auch noch nach ihm dahin wandern, wußte er doch, an welcher seltsamen Fäden oft das Menschenloos hängt.

Wohl wurde dann Doktor Holmgren von den Geschworenen nach einer kurzen Sitzung von der Anklage, die Gräfin Trautenbach vergiftet zu haben, völlig freigesprochen, aber er verließ das Gefängniß als ein müder, im Innersten gebrochener Mann. Die Aussage Josipovic's hatte am meisten zu seiner Rettung beigetragen, aber ihm auch zu gleicher Zeit den Abgrund gezeigt, der ihn jetzt von der Geliebten trennte. Wenn die Gräfin, woran kaum noch zu zweifeln war, sich selbst vergiftet hatte, dann war es für das seine Empfinden Margaret's unmöglich, dem Doktor jetzt noch ihre Hand am Altar zu reichen. Holmgren ahnte, wußte es — der bleiche, düstere Schatten der alten Frau stand jetzt für immer zwischen ihm und seiner Braut... Die Gräfin hatte den Tod gesucht, weil sie den Gedanken, ihre Rechte durch die Heirath mit dem gehäßten und verachteten Bürgerlichen zu verlieren, nicht zu ertragen vermocht; so war er also im Grunde doch ihr Mörder, wenn auch nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach.

Seltene Verflechtung des Geschickes!... Holmgren hätte bitter auslachen mögen, wenn er daran dachte, daß es für ihn besser gewesen wäre, man hätte ihn verurtheilt, dann hätte nichts auf der Welt Margaret vermocht, an seine Schuld zu glauben, sie würde an ihm unerschütterlich festgehalten haben, während sie jetzt der schreckliche Gedanke von ihm schied, daß die arme, unglückliche Frau durch Margaret's Liebe in den Tod getrieben worden sei. Das Beste war, er sah sie niemals wieder, sein Lebensglück lag ja für immer in Scherben... Holmgren schrieb nach seiner erfolgten Freisprechung das Alles der Geliebten, und wenn er auch im Voraus wußte, was sie ihm antworten würde, so erwartete er doch voll verzehrender Ungeduld ihren Brief. Er traf endlich ein, und der Doktor hatte nur zu Recht gehabt... auch Margaret schrieb ihm, daß sie ihm nicht widersprechen könne, und es für ihren Seelenfrieden das Beste sei, wenn sie sich nicht mehr wiedersehen... „Wir dürfen kein gemeinsames Glück mehr suchen und aufbauen, der bleiche Schatten meiner armen Tante würde ewig zwischen uns stehen — Du hast es ausgesprochen und ich danke Dir dafür, trotzdem es eine traurige, herzbrechende Wahrheit ist. Leb' wohl!... Leb' ewig wohl!“

Wie viel es Margaret gekostet, diesen Brief zu schreiben, ahnte Holmgren wohl, er trug

noch Spuren von Thränen. Der Doktor bedeckte ihre Handschrift mit heißen Küffen, und der festgefügte Mann, der bisher manchem Lebenssturm getrotzt hatte, brach dann ebenfalls in heiße Thränen aus. Noch an demselben Tage kam er um seine Verletzung ein und eine Woche später war er auf dem Wege nach der fernen Militärgrenze.

18.

Für Margaret blieb nach dem Zusammenbruch ihres Lebensglückes die Anwesenheit der Freundin der einzige Trost. Ohne Sophie wäre sie ganz verzweifelt und in völlige Schwermuth versunken. Die junge Baroneß zeigte sich jetzt wieder von ihrer besten Seite. Ihr ruhiges, verständiges Wesen, das sich stets im richtigen Geleise hielt, hatte für Margaret etwas Wohlthuendes und Schmerzbeschwichtigendes.

Obwohl der Chevalier durch seine Aussage am meisten zur Freisprechung Holmgren's beigetragen und damit der Comtesse einen großen Dienst erwiesen hatte, hielt er sich doch zartfühlend zurück. Er fand sich jetzt wohl wieder öfters in der Villa ein, aber er berührte die trübe Vergangenheit mit keinem Wort und machte nicht die mindesten Ansprüche auf Margaret's Dankbarkeit. Wie innerlich abgeneigt sie auch dem Slavonier noch immer war, sein Zartgefühl, ja seine Großherzigkeit mußte sie doch im Stillen bewundern. Er hatte zweimal gezeigt, daß er wahrhaft edler Empfindungen fähig sei; damals hatte er nur dem Freunde die hingebendste Aufopferung bewiesen, während er sich jetzt noch weit mehr überwunden hatte und selbst für seinen glücklichen Nebenbuhler und Gegner mit außerordentlicher Wärme eingetreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Leopold von Hohenzollern.

(Mit Porträt auf Seite 257.)

Seit dem am 2. Juni 1885 erfolgten Tode des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen hat dessen ältester Sohn, Fürst Leopold (siehe das Porträt auf S. 257), die Regierung seines erlauchten Hauses und die Leitung der Angelegenheiten der schwäbischen Linie der Hohenzollern angetreten. Fürst Leopold ist am 22. September 1835 zu Sigmaringen geboren und seit dem 12. September 1861 mit der Infantin Antonia von Portugal, Herzogin zu Sachsen, vermählt. Er gehört seit seinem 16. Jahre dem preussischen Heere an, in dem er den Feldzug von 1866 im Hauptquartier der zweiten Armee mitmachte und gegenwärtig den Rang eines Generals der Infanterie à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß bekleidet; außerdem ist der Fürst Chef des hohenzollern'schen Füsilierregiments No. 40. Als er noch Erbprinz war, trug ihm Marschall Prim im Frühjahr 1870 die spanische Königskrone an, die er zweimal ablehnte und erst beim dritten Andringen von Seiten Prim's annahm, worauf bekanntlich Napoleon III. diese Entscheidung zum Vorwand des längst beabsichtigten Krieges gegen Preußen benutzte. Prinz Leopold theilte sich dann an den glorreichen Waffenthaten des deutschen Heeres bei Weißenburg, Wörth, Sedan und Paris, verließ jedoch nach dem Frieden den aktiven Dienst, weil durch die Krankheit seines Vaters viele andere Geschäfte an ihn herantraten. Der glücklichen Ehe des Fürsten Leopold sind drei Söhne entsprossen: Erbprinz Wilhelm, geb. 11. März 1864, seit dem 27. Juni d. J. vermählt mit Prinzessin Maria Theresia von Bourbon; Prinz Ferdinand, der mathematische Thronfolger von Rumänien, geb. 24. August 1865, und Prinz Karl Anton, geb. 1. September 1868.

Das Weißen der Kräuterbüschel an Mariä-Himmelfahrt in Bayern.

(Mit Bild auf Seite 260.)

Zur Hochsommerzeit begingen die alten Deutschen ein geheimnißvolles Fest der Kräuterweihe in Wald und Feld, das dann bei der allmählichen Verbreitung des Christenthums auch die Kirche annahm, indem sie in Oberdeutschland und im größten Theile

des deutschen Alpengebietes mit dem Feste Mariä-Himmelfahrt (15. August) eine religiöse Kräuterweihede verband. In Oberbayern ziehen die Leute, welche sich mit dem Sammeln der Heilkräuter befaßen, an Mariä-Himmelfahrt schon vor Tagesanbruch, wenn der Thau noch auf den Pflanzen liegt, durch Wald und Flur und sammeln, fortwährend nach Osten schauend, alle ihnen aufstößenden Heilkräuter (siehe Skizze 1 unserer Abbildung). Diese binden sie zu langen Bündeln und bringen sie dann in die Kirche, um sie weihen zu lassen. Nach dem Hochamt drängt sich Jung und Alt mit diesen Bündeln um den Altar, von dessen Stufen aus der Pfarrer dieselben weicht und einsegnet (Skizze 2). Alles wetteifert bei dieser Gelegenheit, wer den schönsten, größten und artenreichsten Strauß aufweisen kann, in dem Königsferzen, Tausendgüldenkraut, Wermuth, Weidenröschen u. s. w. die Hauptrolle spielen. Sind dann die Kräuterbündel im Gotteshaus geweiht, so werden sie eilends heimgebracht und über der Hausthür befestigt (Skizze 3), denn sie sichern nach dem frommen Glauben des Volkes das Haus und seine Bewohner vor jedem Unfall.

Die unterirdischen Kanäle Berlins.

(Mit Bild auf S. 261.)

In der deutschen Reichshauptstadt werden alle Fäkalien, Küchen-, Gebrauchs- und Regenwasser durch ein Netz von unterirdischen Kanälen abgeleitet. Die Stadt ist in 12 Kanalisationsbezirke, Radialsysteme genannt, eingetheilt, und den Mittelpunkt jedes Radialsystems, der zugleich auch der tiefste Punkt ist, bildet die Pumpstation mit ihren Dampfmaschinen, Bureau und Magazinen. Zwischen diesen Baulichkeiten liegt ein mit Brettern bedeckter kreisrunder Brunnen von 12 Meter Durchmesser: das Sammelbassin oder der Sandfang (Skizze 5 auf S. 261), in dem sich alle Abwässer des ganzen Radialsystems vereinigen. Von hier aus werden sie durch die Dampfmaschinen gehoben und in eisernen Abflußröhren nach den in der Umgegend Berlins gelegenen Rieselfeldern hinausgedrückt. Es sind dies große Güterkomplexe, die von den Kanalisationswässern berieftelt und gedüngt werden, wobei jene Wasser ihre festen Bestandtheile ablagern und nun, auf diese Weise filtrirt, in die Flußläufe gelassen werden können. Jeder der vorhin erwähnten Sandfänge ist in der Mitte durch ein Eisengetriebe getheilt, an welchem sich die mitgeschwemmten festen Gegenstände, Lumpen, Papier u. s. w., festsetzen und beständig von Arbeitern mit eisernen Rechen entfernt

werden. In jeden Sandfang münden zwei mächtige Kanäle; ein Rothauslaß für Wolkenbrüche oder plötzlich eintretendes Thauwetter im Winter, der den Ueberschuß der Wassermassen nach einem der Spreearme abführt, und ein sogenannter Stammanal. Betet man in diesen hinein, so kommt man bald an den Vereinigungspunkt zweier Hauptsammler (Skizze 3), kleinere Kanäle, in denen man aber noch bequem aufrecht gehen kann (Skizze 4). In diese Haupt-sammler münden nun alle Nebensammler, theils „be-

Die Wahrsagerin.

Erzählung aus der Gegenwart.

Von

A. Oskar Kaufmann.

(Nachdruck verboten.)

„Wagner soll zu mir kommen,“ sagte der Chef der Kriminalpolizei zu dem Boten, der auf sein Klingeln erschienen war.

Fünf Minuten später stand ein elegant gekleideter Mann von ungefähr dreißig Jahren vor dem Chef, und dieser erklärte ihm: „Der Bankier Branik in der W.-Straße bedarf Ihrer Dienste. Gehen Sie zu dem Bankier noch heute Vormittag, suchen Sie ihn aber nicht in seiner Privatwohnung, sondern in seinem Comptoir auf. Hier haben Sie die Adresse.“

Nach ungefähr einer Stunde stand Wagner dem Bankier, einem noch jungen Manne, in dessen Comptoir gegenüber Branik verächtlich sorgfältig Thüre und Fenster und sagte im Flüßerton: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Es handelt sich um eine für mich außerordentlich wichtige Sache, und ich muß Sie bitten, Ihre ganze Energie daran zu setzen, um mir Hilfe zu leisten. Kosten spielen dabei keine Rolle, denn mein Lebensglück steht auf dem Spiele. Es handelt sich um meine Frau. Meine Ehe war bis vor einem halben Jahre eine durchaus glückliche. Meine Frau war eine heitere, lebenslustige Natur, nichts störte unsern Frieden und unser Glück. Da bemerkte ich plötzlich eines Tages eine Veränderung an meiner Frau. Sie wurde

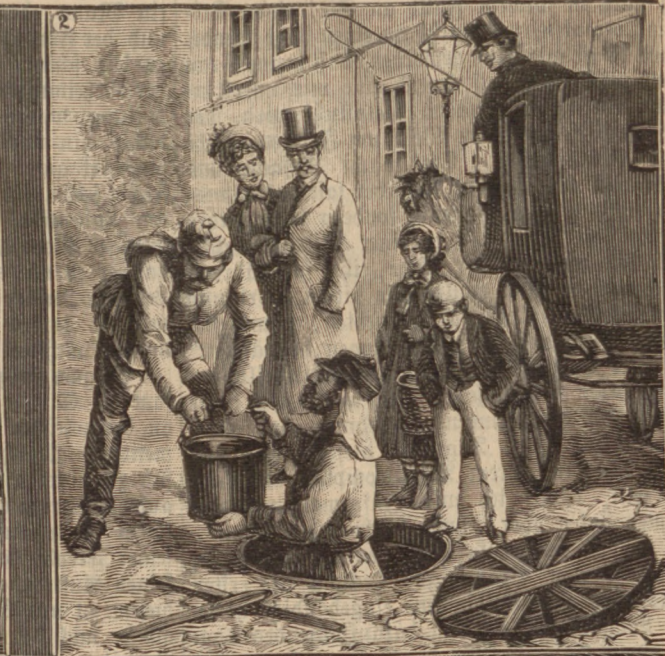
erst nervös, betrug sich ungeduldig, regte sich bei den geringsten Kleinigkeiten auf und nahm mir gegenüber ein geradezu feindseliges Wesen an. Ich hielt diesen Zustand für nichts als eine vorübergehende Erkrankung des Nervensystems und dachte, eine Luftveränderung würde meiner Frau wohl thun. Dieselbe weigerte sich jedoch ganz entschieden, allein oder mit mir zusammen eine Reise zu unternehmen. Seitdem hat sich ihr Zustand noch bedeutend verschlimmert. Sie ist geradezu gemüthskrank, und ich muß das Schlimmste befürchten. Sie werden



Das Weihen der Kräuterbündel an Mariä-Himmelfahrt in Bayern. (S. 259)

1. Das Sammeln der Kräuter. 2. Die Weihe der Kräuterbündel. 3. Befestigen der geweihten Kräuter über der Hausthür.

„kriechbare“ Kanäle, theils die großen Thonleitungen aus den Häusern. Außerdem gibt es noch verschiedene Sammelpunkte von kleineren Kanälen (Skizze 1), zu denen man von der Straßenoberfläche auf Steintreppen herabsteigt, und die namentlich bei Wolkenbrüchen u. s. w. eine Stauung der Gewässer verhindern sollen, denn sie sind mit einem Schleusenwerk und Rothauslaß (links auf Skizze 1) versehen. Von den Hauptsammlern führen in gewissen Abständen Einsteigegehächte (Skizze 2) senkrecht zur Straßenoberfläche empor.



Skizzen von den unterirdischen Kanälen Berlins. (S. 260)

1. Sammelpunkt von kleineren Kanälen. 2. Einsteigegschacht an der Straßenoberfläche. 3. Vereinigung zweier Hauptsammler. 4. Ansicht eines Hauptsammlers. 5. Sandfang an den Pumpstationen.

nun, mein verehrter Herr, erstaunen, daß ich mich in solchem Falle an Sie, einen Kriminalbeamten, und nicht an einen Arzt wende, aber es ist mir klar geworden, daß meine Frau von außen her auf irgend eine mir unerklärliche Weise von Jemand beeinflusst wird, der systematisch das arme Weib um Frieden, Ruhe und Glück bringt. Sie macht Besuche und geht viel aus, bedient sich aber fast ausnahmslos nicht meines Wagens, sondern besorgt ihre Gänge zu Fuß oder in einer Miethsdroschke. Ich bin nicht in der Lage, ihr fortwährend nachzugehen, und wollte Sie bitten, vorläufig Ihr Augenmerk darauf zu richten, womit sich meine Frau auf ihren Ausgängen beschäftigt.“

Der Beamte hatte ruhig diese Mittheilungen angehört und sagte jetzt: „Ich werde noch heute meine Nachforschungen aufnehmen und muß Sie bitten, jeden Tag um dieselbe Zeit für mich hier in Ihrem Privatcomptoir anwesend zu sein, damit ich mir Informationen von Ihnen holen oder Ihnen solche geben kann.“

Damit entfernte sich der Polizeibeamte, nachdem ihm Branitz zur Deckung der ersten Auslagen eine Geldsumme eingehändigt hatte.

Wagner saß an dem darauffolgenden Tage in einem Café, welches der Privatwohnung des Bankiers gegenüber lag, und las anscheinend aufmerksam in einer Zeitung. Er beobachtete aber auf das Sorgfältigste das gegenüberliegende Haus, und als er gegen zehn Uhr Vormittags Frau Branitz aus demselben treten sah, bezahlte er rasch und verließ das Lokal, indem er ihr unauffällig auf der anderen Seite der Straße folgte. Sie ging langsam die Straße hinunter, bis sie an die Haltestelle der Pferdebahn kam, wo sie auf den Wagen wartete. Da Wagner ihr gänzlich unbekannt war, stellte er sich ruhig neben sie und bestieg gleichzeitig mit ihr denselben Wagen. Er sprang ab, unmittelbar nachdem auch die Dame den Wagen verlassen hatte. Diese blieb, nachdem sie in eine Seitenstraße eingebogen war, vor einem Hause stehen, in welchem sich eine Konditorei befand, sah sich scheu um und trat dann rasch in die Konditorei. Wagner überlegte ziemlich lange, ob er ihr auch in diese folgen sollte. Er that es dann auch nach einiger Zeit und sah die junge Frau mit einer älteren Dame, die aber ihr Gesicht dicht verschleiert hielt, an einem Tischchen zusammensitzen.

Diese andere Dame hatte einen robusten Körperbau und schien am Ende der vierziger Jahre zu sein. Als Wagner sorgfältig ihr Aeußeres prüfte, fand er, daß ihre Hände, sowohl ihrer Farbe als ihrem Umfang nach, nicht von einer Beschaffenheit waren, die zu der eleganten Toilette paßte, in der die dicht Verschleierte steckte.

Die beiden Damen verließen dann gemeinsam das Lokal. Vor der Thüre trennten sie sich bald, Frau Branitz bestieg wieder den Pferdebahnwagen, und da sie für Wagner die wichtigere Person war, folgte er ihr und ließ die robuste Dame ihres Weges ziehen. Es that ihm dies bald nachher leid, denn die junge Frau fuhr direkt nach Hause und verließ ihre Wohnung an demselben Tage nicht mehr.

Als Wagner am nächsten Tage den Bankier wieder in seinem Privatcomptoir aufsuchte, gab er Branitz eine flüchtige Beschreibung der robusten Dame, dieser aber erklärte, sich ganz und gar nicht besinnen zu können, daß eine solche Dame zu der Bekanntschaft gehöre, die ihm und seiner Frau gemeinsam sei. Da nicht anzunehmen war, daß Frau Branitz, die nach der Versicherung des Gatten unpäßig im Bette lag, an diesem Tage ausgehen würde, legte sich Wagner in jener Konditorei auf die Lauer. Sein Warten war am ersten und zweiten Tage vergeblich, am dritten aber erschien zu seiner Freude die robuste Dame. Eine halbe Stunde

mochte seit ihrem Eintritt vergangen sein, als ein Mann, der dem Schnitt seines Gesichtes und der Form seines Bartes nach kein Deutscher zu sein schien, in das Lokal kam und neben der Geheimnißvollen Platz nahm. Die Unterhaltung wurde im Flüsterton geführt, nur lachte hin und wieder die starke Dame etwas ungenirt auf. Dann trat der Herr, der durch seinen schwarzen Rinnbart besonders auffiel, an den Ladentisch heran und bezahlte. An den wenigen Worten, die er sprach, erkannte Wagner, daß er es mit einem Italiener zu thun habe. Letzterer verließ dann die Konditorei gemeinsam mit der starken Dame, trennte sich aber schon an der nächsten Straßenecke von ihr.

Wagner folgte der Unbekannten, die langsam die Straße herunter schlenderte und schon an der nächsten Ecke mit Frau Branitz zusammentraf. Anscheinend zwecklos und nur um sich zu unterhalten, bewegten sich die Damen auf der Straße auf und ab, und Wagner folgte ihnen so unauffällig als nur möglich. Zu seiner Freude sah er in demselben Augenblick seinen Auftraggeber vorüberfahren. Er winkte diesem zu und Branitz verstand ihn auch sofort, als er nach der Seite hinüberdeutete, wo Frau Branitz mit der anderen Dame ging. Branitz ließ den Wagen halten, stieg aus und begab sich zu seiner Frau. Wagner sah noch, daß diese ihm die andere Dame vorstellte, und daß beide Damen den Wagen des Bankiers benutzten, um weiter zu fahren.

Bei der nächsten Zusammenkunft theilte Branitz dem Geheimpolizisten mit, daß die verdächtige Dame eine Frau v. Overhagen sei, eine Freundin der verstorbenen Tante seiner Frau.

Wagner's erster Gang war nach der Kriminalpolizei, wo er aber selbst mit Hilfe des Materials des Einwohnermeldeamtes vergeblich nach einer Frau v. Overhagen suchte. Ohne Zweifel, Frau Branitz hatte gelogen.

Er saß gegen Abend wieder in dem Café auf dem angestammten Platz am Fenster, als er plötzlich den Italiener auf der anderen Seite der Straße vor dem Hause des Bankiers auf und ab gehen sah. Nach einiger Zeit kam aus dem Hause ein Mädchen heraus, welches that, als wolle sie nur nach dem Wetter sehen; als aber der Italiener an ihr vorbeikam, zog sie mit großer Geschwindigkeit die rechte Hand unter ihrer Schürze hervor und steckte dem augenscheinlich darauf Vorbereiteten etwas Weißes, anscheinend ein zusammengefaltetes Stück Papier, zu.

Wenige Augenblicke später folgte Wagner den Spuren des Italieners, der unter einer Gaslaterne das Stück Papier entfaltete und sich dann schleunigst nach einem Postamt begab. Wagner sah, daß der Italiener am Schalter zwei Postkarten kaufte, mit denen er sich an das in der Ecke befindliche Pult begab. Auch dahin folgte ihm unauffällig Wagner und trat dicht an den Schreibenden mit der Entschuldigung heran: „Verzeihen Sie, ist hier noch ein Federhalter übrig?“ Der Italiener schützelte mit dem Kopfe, indeß hatte Wagner doch schon mit einem einzigen Blick gesehen, daß derselbe auf die Adressenseite der Postkarte die Worte: „Frau Bankier Bra—“ geschrieben hatte.

Am nächsten Morgen erklärte Wagner dem Bankier, daß seine Frau auf jeden Fall eine Postkarte erhalten haben müsse, in deren Besitz zu gelangen von höchster Wichtigkeit sei.

Wagner lieferte eine kurze Beschreibung der Persönlichkeit, die dem Italiener das Papier überreicht hatte, und der Bankier erklärte, daß diese Person niemand anders als sein Stubenmädchen sein könne.

Am nächsten Morgen übergab Branitz dem Beamten zwei Stücke von einer Postkarte, welche

er im Papierkorb unter dem Schreibtisch seiner Frau gefunden hatte. Das eine dieser Stücke trug noch den Poststempel, aus dem man erlah, daß es sich in der That um die gewünschte Karte handle. Der andere Fekn zeigte die Unterschrift A. S. und außerdem die Worte „Nachricht zukommen lassen!“

„Sehr gut,“ sagte Wagner. „Diese beiden Stückchen Papier sollen dazu dienen, uns die Lösung des Räthfels zu verschaffen. Ich will etwas vornehmen, was vielleicht gewagt ist, aber sehr nützlich werden kann.“

Wagner verließ den Bankier, ging nach dem nächsten Droschkenhalteplatz und suchte sich dort ein geschlossenes Coupé aus. In diesem fuhr er nach dem Haupttelegraphenamnt und gab an Frau Bankier Branitz folgende Depesche auf: „In bewußter Angelegenheit bringende Besprechung nothwendig. Erbitten umgehend Besuch. A. S.“ Er mußte es darauf antommen lassen, daß Frau Branitz eine derartige Depesche aus der Stadt auffällig fand, allein es blieb ihm kein anderer Weg, denn schreiben konnte er nicht, da die fremde Handschrift ja zweifellos zum Verräther geworden wäre.

Dann bestieg er wieder den Wagen und ließ diesen, während er selbst darin blieb, wenige Schritte von dem Hause entfernt halten, wo Branitz wohnte. Er sah wenige Minuten, nachdem er angekommen war, einen Telegraphenboten mit der rothen Tasche in das Haus hineintreten, und nach kaum einer Viertelstunde erschien in der That Frau Branitz, rief eine vorüberfahrende Droschke an und bestieg dieselbe.

Wagner hatte seinen Kutscher beauftragt, der Droschke, in welcher Frau Branitz saß, unter allen Umständen zu folgen, und nach langer Fahrt hielten beide vor einem Hause im Norden der Stadt. Das Haus trug die Nummer 22. Frau Branitz stieg aus, begab sich in das Haus und kehrte nach kurzer Zeit ziemlich verstimmt wieder zurück.

„Ah,“ sagte Wagner lächelnd zu sich selbst, „sie ist natürlich erstaunt, weil sie merkt, daß die Depesche von unberufener Hand an sie abgesendet worden ist. Aber nun wollen wir uns Klarheit verschaffen.“ Er lohnte seinen Droschkenkutscher ab, begab sich in den nächsten Cigarrenladen und ließ sich dort das Adressbuch vorlegen. Er fand, daß in der Nummer 22 zwei Treppen eine Frau Anita Simondi wohne, welche angeblich Puzmacherin war. Wagner begab sich jetzt sofort nach dem Polizeibureau des betreffenden Reviers, legitimirte sich dort als Kriminalbeamter und schlug die Personalregister nach. Er fand bei der Simondi das Strafzeichen und als er das Strafregister nachschlug, entdeckte er, daß Anita Simondi bereits viermal wegen Betruges vorbestraft und der Wahrfägerserei verdächtig sei.

Jetzt fuhr Wagner direkt nach dem Privatcomptoir des Bankiers, den er auch glücklich antraf. „Herr Branitz,“ fragte er sofort, „ist Ihre Frau Gemahlin abergläubisch?“

„Nein,“ entgegnete der Bankier erstaunt, „mir ist wenigstens nichts davon bekannt.“

„Und doch befindet sie sich in den Händen von Betrügnern, welche auf sie durch allerlei Hokusfokus einwirken. Aber nun bedarf ich einer Visitenkarte Ihrer Frau Gemahlin. Ich bitte, mir noch heute dieselbe per Brief zuzustellen.“ Damit empfahl er sich wieder.

Schon früh am nächsten Morgen zog Wagner an der Wohnung der Frau Simondi die Klingel. Ein Dienstmädchen öffnete, und Wagner erklärte diesem, Frau Simondi in geschäftlicher Angelegenheit sprechen zu wollen. Bald darauf sah er sich einer Dame gegenüber, die aber durchaus nichts Italienisches an sich hatte — der Gattin des verdächtigen Italieners.

„Sie wünschen mich in Geschäften zu sprechen?“ fragte die ungefähr vierzigjährige, noch

ziemlich gut aussehende Dame. „Womit kann ich dienen?“

„Es ist mir bekannt geworden, daß Sie das Kartenlegen verstehen, und es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie auch mich einen Blick in die Zukunft thun lassen wollten.“

Frau Simondi war durch diese Anrede sichtlich unangenehm berührt, denn sie sagte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber Sie haben sich jedenfalls an die unrechte Person gewandt. Ich beschäftige mich nicht mit diesen Dingen.“

Wagner schien sehr erstaunt zu sein. „Verzeihung!“ sagte er. „Aber sollte ich falsch berichtet worden sein, oder sollte sich Frau Branitz einen Scherz mit mir erlaubt haben?“

„Frau Branitz?“ fragte Frau Simondi ganz betreten
„Allerdings. Hier ist ihre Karte, die sie mir, um mich bei Ihnen einzuführen, mitgegeben hat.“

„Ah, das ist etwas Anderes. Mein Herr, entschuldigen Sie, wenn ich mich zuerst verleugnete. Aber wir müssen leider wegen der Polizei sehr vorsichtig mit unserer Kunst sein. Sie sind ein Verwandter der Frau Branitz, wenn ich fragen darf?“

„Aha,“ dachte Wagner, „sie beginnt Dich auszuholen. Jawohl,“ erklärte er dann laut, „ich bin durch meine Mutter ziemlich nahe verwandt mit Frau Branitz. Ich bin lange im Orient gewesen und habe dort Gefallen an allerlei magischen Sachen gefunden. Ich war sehr erfreut, als mir Frau Branitz Ihre Adresse gab, weil ich zuversichtlich hoffe, von Ihnen interessante Aufschlüsse zu erhalten. Darf ich Sie bitten, Ihre Experimente zu beginnen?“

Frau Simondi holte aus einer Tischschublade ein Packet Karten hervor und ließ Wagner dieselben abheben. Dann legte sie zweiunddreißig Kartenblätter in vier Reihen zu acht auf den Tisch, betrachtete prüfend, das Kinn in die Hand gestützt, die Karten und begann dann in ernstem und feierlichem Tone ihm mitzutheilen, daß er große Reisen gemacht habe, machte dann einige allgemeine Redensarten und bemerkte schließlich, daß eine Person, die ihm nahe stehe, sich unglücklich fühle.

„Können Sie mir nicht sagen, wer diese Person ist?“ fragte Wagner, trotzdem er genau wußte, daß die Wahrsagerin Frau Branitz meine.

„Es ist eine verheirathete Dame,“ erklärte die Wahrsagerin, „und sie ist unglücklich durch ihren Gatten, welcher sie hintergeht.“

Wagner that erschrocken. Die Wahrsagerin versprach ihm dann noch Glück, Gesundheit und gab einige bei Wahrsagerinnen gebräuchliche Anweisungen auf die Zukunft. Wagner dankte ihr, legte ein Geldstück auf den Tisch und empfahl sich.

„So weit wären wir also,“ sagte er, als er wieder in dem Café gegenüber der Branitz'schen Wohnung saß. „Die Wahrsagerin glaubte mich für ihre Zwecke benutzen zu können und erzählte mir deshalb von dem Unglück der mir nahestehenden Person durch den treulosen Gatten. Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich annehme, daß diese Gesellschaft Herrn Branitz bei seiner Frau auf das Empörendste verleumdete, und daß sie die Frau durch ihre Verleumdungen vollkommen in ihre Gewalt bekommen hat. Aber welche Zwecke verfolgt das Weib, das sich unter dem Namen Overhagen verbirgt? Das zu ergründen soll jetzt meine Hauptaufgabe sein.“

Er suchte nun täglich mehrmals die Konditorei auf, in der er die robuste Dame zum ersten Male gesehen hatte, und am zweiten Tage gelang es ihm, sie wieder zu treffen. Als sie die Konditorei verließ, folgte er ihr dicht auf den Fersen. Sie trat bald in ein Haus ein, er ging ihr nach und hinter ihr drei

Treppen hinauf. Er sah sie an einer Thür des dritten Stock's klingeln und ging an ihr vorüber, als habe er im vierten Stock etwas zu thun; er hörte jedoch noch, während er die Treppe hinaufstieg, daß eine weibliche Stimme unten rief: „Ah, Frau Heider! Sieht man Sie auch einmal!“ Dann betrat die Verfolgte die Wohnung im dritten Stock, und Wagner begab sich von seinem Lauscherposten wieder auf die Straße hinunter und wartete. Daß die Beobachtete im dritten Stock nicht zu Hause sei, sondern nur einen Besuch machte, hatten ihm die Worte der Begrüßenden verrathen.

Nach ungefähr einer halben Stunde sah er auch Frau Heider das Haus verlassen. Er ließ sie ruhig fortgehen, ohne sie weiter zu verfolgen, wartete aber noch ungefähr eine Viertelstunde, dann stieg er in dem Hause drei Treppen hinauf und klingelte an derselben Thür, an welcher Frau Heider vorher Einlaß begehrt hatte. Eine Frau, die ziemlich einfüßig aussah, öffnete ihm, er zog höflich seinen Hut und fragte: „Entschuldigen Sie, ist Frau Heider vielleicht bei Ihnen zum Besuch? Ich muß sie nämlich dringend sprechen.“

„Ah,“ sagte die Frau erstaunt, „das ist aber merkwürdig! Frau Heider ist soeben fortgegangen. Wären Sie nur ein paar Augenblicke früher gekommen.“

„Das ist mir außerordentlich unangenehm, sie verpaßt zu haben. Können Sie mir nicht sagen, wohin sie gegangen ist?“

„Ich vermüthe, sie ist nach ihrer Wohnung gegangen,“ sagte die Frau ahnungslos.

„Nach ihrer Wohnung?“ sagte Wagner.
„Ich danke Ihnen bestens, die Wohnung befindet sich ja wohl in der Müllerstraße?“

„Nein,“ entgegnete die Frau, „Sie irren sich. Frau Heider wohnt Bergstraße 146, vier Treppen.“

„Ich danke Ihnen!“ erklärte Wagner, dann machte er kurz Kehrt und eilte die Treppe hinunter. Sofort begab er sich nach dem Polizeirevier, in dem die Bergstraße lag, und durchblätterte das Personalregister. Auch bei Frau Heider fand er das Strafzeichen und entdeckte, daß sie wegen Betrugs und Erpressung eine ganze Anzahl von Vorstrafen erlitten habe.

Jetzt beschloß er, einen Hauptschlag zu führen. Gegen Abend begab er sich nach der Wohnung der Frau Heider. Er klingelte, zu seiner Freude öffnete sie ihm selbst, und er trat ein, nachdem er ihr erklärt, daß er ihr eine Nachricht von Frau Branitz bringe. Als er mit der Frau, deren Gesicht er jetzt erst beim Schein der Lampe sah, und welches sehr gewöhnlich aussah, allein war, erklärte er plötzlich: „Ich bin Kriminalbeamter und komme, um Sie zu verhaften. Es handelt sich um die Sachen, die Sie mit Frau Branitz vorhatten.“

Frau Heider war leichenblaß geworden und in einen Stuhl gesunken.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Heider,“ erklärte Wagner, „ich will dafür sorgen, daß Ihnen nichts geschieht, wenn Sie mir ein offenes Geständniß über Ihre Beziehungen und über alles das, was Sie mit Frau Branitz gemacht haben, ablegen wollen.“

Frau Heider zögerte erst, aber dann begann sie zu erzählen: Sie sei von früher her mit der Simondi bekannt, welche nicht nur durch ihre Wahrsagerei sich Geld verdiene, sondern auch dadurch, daß sie versuche, Frauen ganz und gar in ihre Gewalt zu bekommen, um diese nach Möglichkeit zu schröpfen. Auch Frau Branitz sei eines Tages mit einer anderen bekannten Dame zur Simondi gekommen und habe sich von ihr die Karten legen lassen. Die Simondi aber habe sie zurückgewiesen und erklärt, daß heute nicht der richtige Tag dafür sei, sie aber gebeten, in einigen Tagen wieder zu kommen. Als Frau Branitz darauf das

Haus der Simondi verließ, folgte ihr heimlich der Gatte der Simondi und kundschaftete aus, wo Frau Branitz wohne, und welches ihre Familienverhältnisse seien. Frau Branitz kehrte nach einiger Zeit wieder, weil sie wahrscheinlich neugierig war, was ihr die Simondi sagen würde, und war nicht nur erstaunt, sondern wirklich bestürzt, als die Simondi ihr eine genaue Beschreibung ihrer Familienverhältnisse gab. Die Simondi erkannte, daß ihr hier ein neues Opfer in die Hände lief, und war klug genug, bei dem ersten Besuch zu sagen, daß der jungen Frau ein Unheil drohe, welches sie aber augenblicklich noch nicht „deutlich sehen“ könne, das sich indeß bei späteren Anfragen an das Schicksal sichtbarer zeigen würde. Diese Redensart veranlaßte die Frau Branitz, wiederholt die Dienste der Simondi in Anspruch zu nehmen, und nun erfuhr sie von der Simondi, daß sie von ihrem Manne hintergangen würde. Branitz liebe seine Frau nicht mehr, namentlich deshalb, weil die Ehe kinderlos sei. Der Italiener hatte unterdeß verstanden, mit dem Dienstmädchen bei Branitz Beziehungen anzuknüpfen, und von dieser erfuhr er auf das Genaueste, wann Branitz Abends ausgegangen war. Er wußte genau, was in dem Hause des Bankiers vorging, kannte alle Scenen, die zwischen Gatten und Gattin sich abspielten, und aus dieser Kenntniß wurde mit Hilfe der Frau Heider immer auf's Neue Kapital geschlagen. Letztere erbot sich, den treulosen Gatten zu beobachten und der Frau Mittheilungen über ihn zu machen, und da sie auf dem Umwege durch das Stubenmädchen und den Italiener stets genau erfuhr, wann Branitz seine Wohnung verlassen hatte, war sie in der Lage, der Frau die ungeheuerlichsten Lügen über das aufzubinden, was Branitz während seiner Abwesenheit trieb. Diese Mittheilungen machte die Heider im Auftrag und nach Berathung mit Simondi und dessen Frau der Frau Branitz stets in jener Konditorei.

„Und was war der Zweck dieser Niederträchtigkeit, durch welche eine glückliche Ehe in nichtswürdigster Weise gestört worden ist?“ fragte Wagner.

„Der Zweck war, Geld von der Frau Branitz zu erhalten,“ erklärte die Heider stoßend. „Frau Branitz gab auch bedeutende Summen her, weil meine angeblichen Nachforschungen nach dem Treiben des Bankiers große Auslagen erforderten.“

„Wohlan denn,“ sagte Wagner. „Sie sahen augenblicklich mit mir zu Frau Branitz und erzählen dieser in meiner Gegenwart alles das, was Sie mir hier gestanden haben. Die Frau muß überzeugt werden, daß sie sich in gaunerischen Händen befunden hat. Zögern Sie nicht, es ist in Ihrem Interesse, sich ohne Weiteres meinen Anordnungen zu fügen.“

Frau Heider weigerte sich denn auch nicht lange, Wagner setzte sich mit ihr in eine Droschke und fuhr direkt nach der Wohnung des Bankiers.

Glücklicher Weise traf er gerade Herrn und Frau Branitz zu Hause, und Beide waren nicht wenig erstaunt, als Wagner mit der angeblichen Frau v. Overhagen ankam. Dieses Erstaunen steigerte sich bei Frau Branitz zu grenzenloser Bestürzung, als sie durch das Geständniß der Heider über Alles aufgeklärt wurde.

Wagner entfernte sich sodann mit der Geständigen, um das Ehepaar allein zu lassen. Branitz hatte ihm erklärt, daß er natürlich, um seine Frau nicht bloßzustellen, auf jede Verfolgung der Schwindler verzichte, und Wagner bedeutete die Heider, sich in Zukunft vor ähnlichen Sachen auf das Strengste zu hüten, da er sie von jetzt ab unter seine besondere Bewachung nehmen würde. Er befahl ihr, daselbe den Simondi'schen Eheleuten zu sagen,

gegen die er übrigens in den nächsten Tagen einen Ausweisungsbefehl durchsetzte.

Die Scene, die sich nach Wagner's Entfernung zwischen den beiden Gatten abspielte, war eine außerordentlich rührende. Frau Branitz bat weinend ihren Gatten um Verzeihung und erzählte, wie fürchterlich sie unter ihrem eigenen Verdacht gelitten habe. Daß ihr die erbetene Vergebung gern gewährt wurde, ist selbstverständlich.

Das treulose Stubenmädchen wurde natürlich fortgejagt, und als Wagner am nächsten Morgen das Privatcomptoir des Bankiers verließ, schmunzelte er so vergnügt, wie seit langer Zeit nicht. Der glückliche Gatte wußte, was häuslicher Frieden und ein ungestörtes Eheglück werth sind, er lohnte dem Wiederhersteller derselben seine Bemühungen reichlich.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Verrätherlohn. — Die feste Stadt Zara in Dalmatien, im Mittelalter seit Aussterben des kroatisch-dalmatischen Königsgelechtes unter der Botmäßigkeit Venedigs, empfand den Druck dieser Abhängigkeit so schwer, daß sie zu verschiedenen Zeiten Versuche machte, sich derselben mit Waffengewalt zu entledigen. Dieselben mißlangen aber meist schon, ehe sie recht zum Ausbruch gelangten; denn Venedig, dessen Spionirsystem jede Bewegung im Bereich seiner Besitzungen überwachte, erfuhr stets rechtzeitig von dem, was im Werke war, und unterdrückte dann die Bewegung mit eiserner Hand. Natürlich begannen die Bürger von Zara, ergrimmt über den immer wachenden Verrath ihrer geheimsten Pläne, einander selbst zu mißtrauen, und ein solcher Verdacht des Verräthers traf auch einen ehrgeizigen und unruhigen Zarioten, Franz delle Barche, der sich als Mechaniker einen Namen gemacht hatte. Er flüchtete nach Italien hinüber, wo er, als bald darauf ein Aufruf Zara's gegen Venedig wirklich zu Stande kam, in den Dienst

Venedigs trat, um seine eigene Vaterstadt verderben zu helfen. Zu dem Behufe konstruirte er gewaltige Schleudermaschinen, bestimmt, die Festungsmauern von Zara zu erschüttern, und baute, als diese noch nicht genügende Wirkung hatten, endlich eine Balliste, die Steinblöcke von 3000 Pfund Schwere in die belagerte Stadt schleudern sollte. Man war auf die Wirkung dieser furchtbaren Maschine natürlich auf's Höchste gespannt: da geschah das Unerwartetste, Unerhörte. Nach den ersten Würfen versagte die ungeheure Balliste, und allgemeine zornige Aufregung entstand im venetianischen Lager. Oberbefehlshaber und Offiziere versammelten sich um die Maschine, tabelten den Erfinder bitter und verwirrten ihn durch Mahnungen und Rathschläge. Alle Vorsicht außer Acht lassend, erstieg er schließlich selbst die Maschine und erklimmte eben die ungeheure Schleuderschale, in der das zum Werfen bestimmte Felsstück lag, als plötzlich die Maschine in Bewegung kam, die Räder rasselten und leuchten, und mit ungeheurem Schwunge die Steinmasse sammt dem unglücklichen Erfinder durch die Luft dahin, über die Mauern Zara's hinweg mitten in die Stadt hinein flog. Vor dem

Humoristisches.



Praktische Auslegung.

Frau (mit ihrem Manne vor dem Schaufenster eines Konfektionsgeschäftes): Hier ist so Manches, was Deiner Frau Freude macht, und was Du ihr schenken könntest. Aber wenn hier auch die herrlichsten Sachen ausgestellt sind, Du bleibst leider unempfindlich, siehst eben nichts!
 Mann: Ein sicherer Beweis, daß ich Dich wahrhaft liebe. Denn Liebe macht blind!



Reinge fallen.

Mann (im Gasthause): Sehen Sie, mein Hund hier ist vortrefflich dressirt. Sie essen eine Wurst. Wenn Sie ihm auch dieselbe geben würden, er würde sie nicht nehmen ohne meine Einwilligung.
 Fremder: Das will ich doch sehen.
 (Der Hund schnappt sofort die Wurst.)
 Mann: Danke schön!

Kirchenportale des heiligen Simeon, des Schutzpatrons der Stadt, stürzte der Verräther aus hoher Luft herab, zerschmetterte sich alle Glieder und gab inmitten der schauernd umherstehenden und die strafende Gerechtigkeit des Himmels dankbar preisenden Volksmenge seinen Geist auf. [2. 3.]

Ein gewandter Improvisator. — Der Leipziger Professor der Dichtkunst Ehrhardt wurde bei einem Essen von der Herzogin von Berg aufgefordert, ein Stegreifgedicht aus den Wörtern, die sich auf „Amen“ reimen, zu machen, und Ehrhardt vollbrachte dies sofort in wahrhaft überraschender Weise. Das Gedicht lautete:

„Kennt Ihr, Freunde, wohl den Samen
 Alles Bösen? — Woher kamen
 Alle Uebel, deren Namen
 Jetzt nicht Zeit ist, auszukramen?
 Kennt Ihr ihn, der Herrn und Damen,
 So die Wilden, wie die Zahmen,
 Selbst die Blinden und die Lahmen
 Fängt mit Angeln und mit Hamen?
 Seht ihn unter Glas und Rahmen
 Auf des Weltalls Panoramen;
 In Komödien und in Dramen
 Sucht man seine ganz infamen
 Kleinen Künste nachzuahmen.
 Und wie heißt er? Amor! — Amen! [3.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 32:
 Lieb' ohne Hoffnung ist bitter als der Tod.

Logogriph.

Ich bin ein seltsam Säugethier,
 Im Winter schwer nur aufzufinden.
 Laßt Du mein letztes Zeichen schwinden,
 So diene ich zum Schutze Dir;
 Gehst jeko auch mein Kopf noch hin,
 Mit Weh ich oft verbunden bin. [2. Maurice.]
 Auflösung folgt in Nr. 34.

Charade.

Der ersten hat man viel verwandt,
 Bevor die Zweit' zur Festung ward —
 Ein deutscher Feldherr wohlbekannt
 Wie durch das Ganze offenbart. [2. Maurice.]
 Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösungen von Nr. 32:

des Lausch-Räthsels: Sund, Campe, Holz, Dase, Pacht, Gese, Nebel, Herder, Arion, Uim, Gsche, Rauch (Schopenhauer);
 des Räthsels: Rabatt, Rabatte.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
 Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
 Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
 von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.